

Kunst und Wissenschaft.

Zwei Briefe C. J. Meyers an Alfred Meißner.

Durch die Güte der Frau Baronin Clara von Pirquet, der Tochter Alfred Meißners und des Herrn W. U. Ost sind wir in der Lage, zwei ungedruckte Briefe des Dichters an A. Meißner mitzuteilen.

In den Briefen selbst ist wenig zu bemerken. Meißners Roman „Auf und nieder“ erschien 1880. Die „Denkwürdigkeiten“ sind die zwei Bände der „Geschichte meines Lebens“, die Meißner 1884 herausgab. Sie schließen mit dem Jahre 1866. Ein teilweise vollendeter dritter Band ist von Meißner vor seinem Tode verfaßt worden.

Milchberg, 18. Febr. 1880.

Respektvoller I. Freund.

Eine Helle vor meinem tägl. Abendgang. Für die letzten vier Tage sehr dankbar u. wünsche daß das Frühjahr, welches sich hier, trotz der noch nicht weichen langweiligen u. ziemlich schmutzigen Eisdecke über den ganzen See, schon kräftig erweist, Ihre Stimmung aus einer physischen in eine rein philosophische verwandeln möge. Seit ich mich bei Ihnen ein bißchen beklagt habe, ist mein „Hals“ gebessert und nun sehe ich auch die Welt wieder heller an, obwohl dieselbe hier zuweilen nicht sehr heimlich ist. Stellen Sie sich vor: vergangenes Sonnabend lese ich vor Einschlafen, so gegen Mitternacht, in Gregorovius' Geschichte Roms. Die Hunde heulen, eine Flamme lodert auf; es ist eine in wenig Minuten niederbrennende Scheune am Fuße des Hügels auf dem ich wohne. Eine viertel Stunde später brennt eine zweite Scheune. Der Vater ein junger aus dem Buchstaben entlassener Dursche, der wieder „Quartier“ suchte u. auf Geratemotiv senzte. Sein Weg hat ihn zweimal dicht an meiner dem Wohnhause gegenüberstehenden Scheuer vorbeigeführt! Gut daß weder ich noch meine Frau furchtsam sind!

Ihr „Auf u. Nieder“ werde ich sicherlich lesen, sobald ich frei bin: ich habe mir nämlich wieder, trotz aller guten Vorsätze, allerhand aufgeladen. Ich bin voraus gewiß daß mir das Buch gefällt u. außerordentlich gefällt. Der Erfolg wird schon kommen. Zweifel Sie nicht daran! Auf die Nov. in den Western. Monatsheften freue ich mich. Ich beneide Sie um Ihre Stunden bei Lingg. Für Ihre Beschreibung des „Heiligen“ danke ich zum voraus. Rodenberg hat mich, für ein m a l, glücklich vom Drama diskutiert: es wird eine Novelle daraus. Habe ich Ihnen gesagt, daß mir vor einem Monat die Unvers. Zürich den Doctor hon. causa ganz ohne mein Vorwissen u. mein Zutun, gegeben hat?

Ihr C. J. M.

Milchberg bei Zürich, 3. Dez. 1884.

eben, verehrter Freund, lese ich in der Allg. wußte es übrigens schon seit Wochen von Lingg, daß Sie Maximiliansritter geworden sind. Da muß ich doch Glück wünschen u. ich thue es von ganzem Herzen und in voller Erinnerung aller mit von Ihnen bewiesenen Freundschaft!

Ihr

Dr. Conrad Ferdinand Meyer-Biegler

Milchberg bei Zürich, 3. Dez. 1884

Ihre herrlichen Zeilen, lieber Freund, haben mir unser erstes Zusammensein wieder in Erinnerung gebracht u. ich danke Ihnen, wie wir im nächsten Frühjahr einmal in Arbon oder Rheineid gesamt dinsten werden.

Ihre neue Ritterschaft freut mich auch deshalb, weil Sie dieselbe wohl zuweilen nach München führt, denn Ihr Brennen langweilt oder attrahiert Sie doch zuweilen.

Daß Sie ein so ganz lebenswürdiges Wesen, wie Ihre sel. Frau war, nie u. nimmer vergessen, ist sehr einfach, dennoch würde ich, wenn sich eine Hand böte, ich meine etwas wahrhaft Wertvolles, rasch u. rücksichtslos zugreifen. Ganz gewiß würde ich resolut vorgehen!

Ihre Denkwürdigkeiten (so viel ich davon gelesen) haben mir ungemein gefallen. Die edle Bescheidenheit derselben hebt Ihre menschliche u. literarische Bedeutung noch deutlicher hervor. Es ist ein sehr reifes Werk u. gibt einen ganz klaren Begriff Ihrer Persönlichkeit. Auch ist es ganz klar u. warm geschrieben.

Von mir u. meinem Leben hier ist wenig zu sagen, außer etwa, daß es ein bißchen gefälliger geworden ist u. die Stadt-

fahrten sich vermehren. Meine Frau mit ihren militärisch einfachen Bewöhrungen u. ihrem sehr natürlichen Wesen ist mir durchaus wohlthuend u. mein 5 jähriges Kindchen verlustigt mich, ohne mir noch Sorgen zu machen. Ich selbst bin grau u. habe mitunter Rheumatismen, besitze aber eine innere (innerste) unmotivierte ursprüngliche Heiterkeit, welche mich über meine Sorgen (u. ich habe deren ganz triftige) für einmal noch hinweghebt.

So steht es. Ihre Zeilen haben mich wahrhaft u. wirklich gefreut! Das sehen Sie den meinigen an. Gute Feste!

Derzich Ihr C. J. Meyer

Johann-Strauß-Fest des Reichverbandes der Deutschen Presse und des Oesterreichischen Klubs in Berlin. Die Johann-Strauß-Fest in der Städtischen Oper am Sonnabend, den 24. Oktober, 11 Uhr abends, verspricht ein künstlerisches und gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges zu werden. Neben den schon bekannt gewordenen künstlerischen Darbietungen erlesener Art wird den Teilnehmern auch eine Festschrift geboten werden, die der Bedeutung dieser Strauß-Kulturgattung Rechnung trägt und Beiträge hervorragender Persönlichkeiten aufweist, wie des österreichischen Bundespräsidenten Dr. Michael Hainisch, des Kultusministers Prof. Dr. Becker, des österreichischen Gesandten Dr. Felix Frankl zu Berlin, Richard Strauß u. a. m. Selbstverständlich werden in dem Festprogramm auch Beiträge der angesehensten Berliner Kritiker ebenso wenig, wie solche von bedeutenden Künstlern und Künstlerinnen, wie Jean Gilbert, Prof. Grünfeld, Maria Zoogin, Franz Lehár, Prof. Oskar Richard Taubert.

Internationale Ausstellung für Menschenschuh in Budapest. Unter dem Protektorat der Regierung und unter Mitwirkung der namhaften Vertreter der ungarischen und ausländischen wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen und kommerziellen Kreise findet in Ungarns Hauptstadt von Mai bis September 1920 eine internationale Ausstellung für Menschenschuh statt, die in erster Reihe den Zweck verfolgt, dem weitesten Verfall des durch die verderblichen Folgen des Weltkrieges sowohl physisch wie psychisch stark heruntergekommenen Menschennaterials Europas durch intensive Propagierung einer rationalen Hygiene, eines geistigeren Mutter-, Säuglings- und Kinderfußes, der Grundgesetze der Eugenetik usw. entgegenzuwirken. Der Ausschuss wird alle Phasen des menschlichen Lebens von der Entwicklung im Mutterleibe bis zum Tode veranschaulichen, die historische Entwicklung der Gesundheitslehre und des Schuhs in Bild und Schrift darstellen, die Technik der Arznelmittelfabrikation und der Herstellung ärztlicher Instrumente illustrieren. Der Kampf gegen den Geburtenrückgang, die Säuglings- und Kindersterblichkeit, gegen akute Infektionskrankheiten und Epidemien, gegen Alkohol, Nikotin, Opium und die anderen Betäubungsmittel gehört gleichfalls zu den Hauptbestrebungen der Ausstellung. Die soziale Stellung der Frau als Mutter, Beamtin, Heilm- und Fabrikarbeiterin gelangt in einer besonderen Abteilung zur Veranschaulichung. Ferner sollen die verschiedensten Kulturveranstaltungen im Rahmen der Ausstellung den Beweis dafür liefern, daß Ungarn trotz seiner Verarmung und Verarmung auch in künstlerischer Hinsicht mit den übrigen Kulturnationen Schritt halten kann. Bisher ist von deutscher Seite die Beteiligung des Dresdener Hygienischen Museums zugesichert worden.

Ein wertvoller Fund aus der Hochrenaissance. Das Stadt. Museum für Kunst und Kunstgewerbe in Halle auf der Moritzburg ist durch eine glückliche Neuentdeckung in den Besitz einer seit lange verschollenen Goldschmiedearbeit gelangt. Es handelt sich um einen silbervergoldeten Deckelbeschlag aus der besten Zeit der deutschen Hochrenaissance, dessen glatter Rand in schön gravierten Antiqua-Buchstaben die Inschrift trägt: Zu Nica bin ich gemacht und nun gen Halle in Sachsen gebracht, anno 1582. Der ursprüngliche Besitzer war der 1546 geborene Sohn des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, der 1588-89 als erster protestantischer Administrator des Erzstiftes Magdeburg in Halle residierte und 1608 als Kurfürst von Brandenburg starb. Der wahrscheinlich von

einem Halleischen Goldschmied gefertigte Deckelbeschlag gehört zu einem Krüge, den der Prinz als Beutestück aus dem Türkenfeldzuge mitgebracht hatte. Der Deckelbeschlag befindet sich später in der Sammlung von Robert Lornow in Berlin und vorübergehend auch im Besitze der Kaiserin Friedrich.

Das Problem des Fernsehens und der Fernphotographie gelöst. Dr. Karolus vom physikalischen Institut der Universität Leipzig ist es nach jahrelanger hader Arbeit gelungen, das Problem des Fernsehens und der Fernphotographie in vollkommen einwandfreier Weise praktisch zu lösen. Das Verfahren des Dr. Karolus unterscheidet sich von den bekannten deutschen und amerikanischen Verfahren der Fernphotographie durch das rasche Tempo seiner Arbeitszeit. Es ist möglich, in einem Zeitraum von wenigen Sekunden ein Bild im Format von 13x18 Zentimeter auf drahtlosem Wege einem entfernten Ort zu übermitteln. Im Laboratorium sind bereits Versuche gelungen, die Geschwindigkeit auf ein Zehntel Sekunde zu bringen, womit das Problem des Fernsehens gelöst ist. Der Kern der Karolus'schen Erfindung besteht in einer Zelle, der Karoluszelle, die imstande ist, ihre Durchlässigkeit gegen Lichtstrahlen in Abhängigkeit von auftretenden Stromimpulsen zu ändern. Auf diese Weise ist es möglich, eine vollkommen trägheitslose Steuerung der Lichtquelle im Bildempfänger zu erreichen. Dr. Karolus hat sich nach Amerika begeben, um von dort aus mit der Telefunken-Gesellschaft in Rauen seine Experimente im großen Maß aufzunehmen.

Was bringen die Kinos?

Apollotheater. Der „Blitzschiff“, ein Film für Freunde des Motorsportes, löste bei der gestrigen Vorstellung kühnste Beifallsausbrüche aus. Es ist allerdings auch unterhaltend und spannend, wenn die Rennwagen durch die prächtige kalifornische Landschaft rasen, umgeben von einem frischen Autogier und bedroht von dem neiderfüllen Nebendübel, nebst Kriminalbeamten.

Der Henck-Porten-Film im Prater, eine echt romantische Geschichte im ebenso romantischen Wien, wird ebenso seine Wirkung nicht verfehlen. — Zwei armen Schneiderinnen blüht ein gemeinsames Glück. Die eine liebt einen jungen Decker, während die andere selbständige Gräfin wird. Der Bruder der beiden gerät nun in den Verdacht, einen Mord begangen zu haben und ist durch das junge Glück gestört, bis die Aufklärung des Mordes auch dem Leid der Schwestern ein Ende bereitet.

Berliner Börse vom 22. Oktober.

Tendenz: flau.

Die Gefahr, daß die Interpretation des Vertrages von Locarno in den verschiedenen Ländern eine Regierungskrise heraufbeschwören könnte, übt an der Börse einen merkwürdigen Druck aus. Auch der unübersichtliche Stand in den Verhandlungen zur Bildung des Eisentruffs hat die Spekulation, die nach den bisherigen Mitteilungen mit einem baldigen Abschluß der Verhandlungen gerechnet hatte, enttäuscht. Schließlich machen sich jetzt Zeichen einer beginnenden Verkeifung des Geldmarktes bemerkbar, so daß man befürchtet, daß der diesmalige Ullmo recht schwierig wird. Diese ganze Sachlage veranlaßt die Spekulation am Terminmarkt namentlich in Montanwerten mit Verwerfungen vorzugehen, was zu teilweise nicht unerheblichen Kursabschwüchungen führte. Das Geschäft in den Werten, die von einer Freigabe amerikanischer Guthaben profitieren würden, haben bereits wieder aufgehört, nachdem von Bankseite skeptische Verlautbarungen bekannt wurden. Glattsstellungen und Gewinnversicherungen verurachten auch in diesen Werten Kursabschwüchungen. So gingen Schiffahrtswerte etwa um 2 Prozent zurück. Verhältnismäßig gehalten war der Markt der heimischen Renten, wo wiederum ziemlich lebhaftes Geschäft in Schutzgebietsanleihen war. Einige Interesse entwickelte sich in Russenwerten. Tägliches Geld 8 1/2—10 Prozent, Monatsgeld 10—11 1/2 Prozent.

Des Hauses Zierde — Reinlichkeit!

Wo Schmutz sich immer mag verdecken, In Küchenschranken, Dielenenden, In Porzellan, Glas und Kristall, Besteden, Tischen und Metall, An Holzgestellen, Wänden, Rannen, An Ausguk, Fliesen, Badewannen — Nimm A t a ! Und im Handumdrehen Ist alles rein und wunderschön!

Die Siegerin.

Von Anne-Marie Wampel.

Viktoria Gallein hatte lange überlegt, ob sie Valerian von Gieser zur Hirschjagd nach Schloß Raib oder zur Weinlese nach Gutenstein einladen sollte. Dann aber hatte sie ihn kurzentschieden nach ihrem kleinen Begehrt gebeten, denn es war altväterlich schlicht und värmlich beschränkt und ließ es daher begreiflich erscheinen, daß sie nur einen engumwanzten, vertrauten Kreis um sich sammelte.

Auch war hier in Gutenstein, das ihr verstorbener Gatte lediglich des edlen Tropfens wegen erstand, der da auf dem Fiedhügel hinter dem Herrenhaus wuchs, weniger als sonst irgendwo vom Gallein'schen Reichstum zu verspüren. Und gerade das hatte sie beabsichtigt: einfach und unbefangenen ihm entgegenzutreten, als ob sie nichts zu beschenken habe außer ihrem Herzen. Denn so, wie sie einst als Zwanzigjährige durch Peter Gallein nur reich, sehr reich hätte werden wollen, wollte sie jetzt an der Schwelle der Bierzig durch Valerian von Gieser nur glücklich, sehr glücklich werden.

Viktoria ließ, während die Gedanken hinter ihrer Stirn kamen und gingen, das weißheidene Morgenwand von den Schultern gleiten, küßte die Türe auf die Hirschjagdplätze ihres Ansehens und besah sich im Grund des Spiegels, der altmodisch und schmucklos wie alles in Gutenstein und nicht weit entfernt vom Erbfinden war.

Ihr stolzes, eigenwilliges Gesicht sah ihr daraus entgegen. Unabwärtig, als ob es einer Fremden gehöre, prüfte sie es.

Ein paar kleine Fältchen um Augen und Mund — die waren nicht schlimm; und daß sie jeden Morgen ein paar weiße Haare sich auszog — wer wußte das?

Sie war dennoch schön in ihrer reichen Fülle, im Glanz ihrer grauen Augen unter dem schwarzbraunen Schettel . . .

Ob auch er das fand? — Sie war sich darüber keineswegs klar, denn im Gegensatz zu manch anderem, der sich augenfällig um Peter Gallein's Witwe bemahd, hielt Herr von Gieser sich beinahe scheu zurück, und es war nicht einfach gewesen, ihn in ihren Kreis zu ziehen.

Er stammte aus alter Familie, war durch die Not der Zeit betarmt und bekleidete als Doktor der Rechte irgendein bescheiden bezahltes Staatsamt.

Wehr wußte Viktoria nicht und begehrte auch nicht, es zu wissen. Es genügte, daß sie ihn, gerade ihn, liebte und, gewohnt, ihren Willen siegen zu sehen, Bedacht den Weg ebnete, der ihn zu ihr führen sollte.

Ein wenig später ging sie aber die schmalgewundene Holzstiege hinunter ins Erdgeschok, hielt, auf das erwartungstrophe Klopfen ihres Herzens laufend, vor der Schimmertür den Schritt an und trat, mit einem hellen „Guten Morgen“ auf den Lippen, abas die Schwelle.

Rund um den großen Tisch saßen sie schon beim Frühstück: Fräulein Wolff, Viktorias alte Gesellschafterin und Hausdame, ihre junge Nichte Berta und w: Valerian von Gieser.

Die Morgensonne blühte auf den zimmernen Tellern und Krügen der dunklen Bordretter und auf Berta's goldblondem Haar.

Es duftete nach starkem Kaffee und frischgebadetem Kuchen.

Viktoria setzte sich und ließ es lächelnd geschehen, daß das junge Mädchen sie mit klugen Händen bediente. Der Kustentat in Gutenstein tat ihr, dem blaffen, in knappen Verhältnissen aufgewachsenen Stadtkind,

gut. Frisch und rosig war sie hier schon geworden. — Und hübsch, wirklich hübsch . . .

Viktorias Augen folgten ihren leichten Bewegungen. Wie anders ihres Bruders Kind doch war, als sie selbst einst gewesen! Hinter dieser blondenlockten Stirn wohnten keine ehrsüchtigen Gedanken; diese lachenden blauen Augen sahen kein kühl errechnetes Ziel; dieses Mädchen war nichts als Jung und froh und blühte, wie Blumen im Sommerwind . . .

Viktoria nahm ihr die Hunderbüchse aus der Hand und reichte sie Herrn von Gieser hinüber.

„Sie werden doch Ihren Kaffee nicht bitter trinken?“ „Oh, gnädige Frau,“ wehrte er dann ab, „sorgen Sie nicht um einen, dem Ihre Gastfreundschaft so viel Gutes und Schönes schenkt, daß eine Tasse ungefüßten Kaffees dagegen nicht ins Gewicht fallen könnte.“

Viktoria sah ihm einen Atemzug lang gerade in die Augen. Die waren ernst und trugen doch einen Schimmer von Freude, der kein Kluge, klares Gesicht erhellte und ihn ihr Liebdenworter und ausgleichendes noch als sonst erscheinen ließ.

„Es wird hier auch viel Küssen werden,“ sagte sie und zu dem weißhaarigen, still dem Frühstück hingebenen Fräulein Wolff gewandt: „Der Winzer meint, daß wir in einer Woche mit der Besse beginnen können, wenn das warme, sonnige Wetter anhält.“

Und es hielt an. Rot und immer rötlicher wurde das Weinlaub; reif und köstlich wurde die Frucht.

Was zwei Weine hatte, schleppte die Trauben in Butten herbei und schüttete sie in den großen flachen Preshottel.

Frischgewaschene Wingerfüße getreten die Weeren, daß der Saft hoch aufspritzte. Dann senkte sich das ähngenden Preshbaum der Stein nieder, groß, rund und schwer wie der eines Wäpels.